

# Gedanken zur Flut in Zweifall

Es hatte ungewöhnlich lange geregnet, und man sah unsere eigentlich harmlosen Bäche und diesen oder jenen Sief stetig anschwellen. Aber das kannte man, und angesichts des allgemeinen Geredes von Trockenheit und der Notwendigkeit, den Boden bis zu 2,80 Metern Tiefe feucht halten zu müssen, um das Wachstum der Natur nicht zu gefährden, tröstete man sich über den verregneten Sommer damit, dass wenigstens die Talsperren wieder einmal volllaufen würden. Niemand sah die Sintflut kommen, keiner ahnte, dass Zweifall, das gesamte Vichtbachtal und auch der Lauf der Inde innerhalb von 48 Stunden bis zur Unkenntlichkeit verändert werden würden, stärker als im Zweiten Weltkrieg, viel stärker.

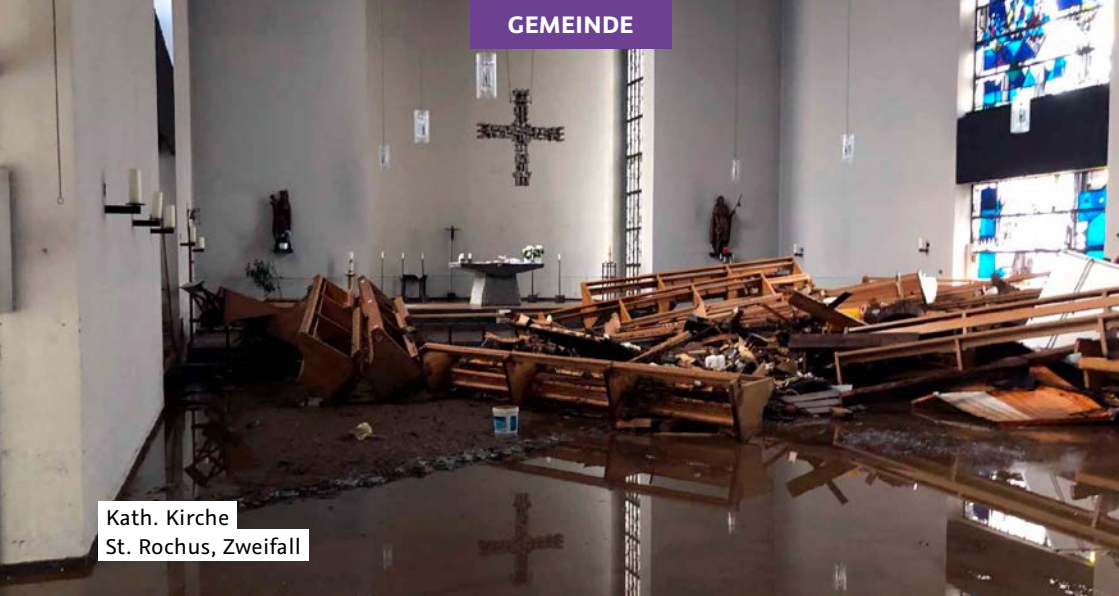
Am Mittwoch, dem 14. September, sah ich gegen 19 Uhr vom Flurfenster unseres Hauses den Hasselbach über die Ufer treten. Es drängte mich ins Dorf, weil ich um mein schönes neues Auto in der tiefer liegenden Garage nahe der Brücke „beim

Bäcker“ fürchtete. Zwei Zentimeter hoch war das Wasser bereits eingedrungen. Ich rettete mein Auto, derweil ich mich meiner Panik schämte, und beobachtete von den Fenstern im zweiten Stockwerk aus, wie sich das Wetter beruhigte. Gegen 22 Uhr schien das Hochwasser seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Da gegen 21 Uhr der Fernseher stoppte, das elektrische Licht erlosch und auch das Mobiltelefon keinen Mucks mehr tat, während der Donner des herannahenden Gewitters das Rauschen des Baches übertönte, gingen wir – nicht ohne Sorge – ins Bett. Mit dem Gedanken, am kommenden Morgen unsere Wiese „Pützbend“ am Vichtbach inspizieren zu müssen, die frisch gemäht und bearbeitet war, schliefen wir ein. Ich erwachte gegen 3 Uhr durch ein donnerähnliches Geräusch vom nahen Hasselbach, sprang auf und sah aus dem Fenster das völlig lichtlose Dorf, rechts von der Bäckerei die brodelnde Gischt des nach Norden jagenden Baches, der Bäume, hölzerne Gebäudereste,



Zweifall  
am 14. Juli 2021

Foto: Joachim Richter



Kath. Kirche  
St. Rochus, Zweifall

riesige Steine und vieles andere mit sich riss. Es regnete nicht mehr. Dumm und unbedacht dachte ich, dass sich nun alles beruhigen werde. Schließlich liege das Haus hoch und das Auto stehe im Hof... So schlief ich wieder ein.

Seit dem darauffolgenden Donnerstag danach schäme ich mich! Das Dorf verdreckt, verschlammt, Autos verkeilt, auf dem Kopf stehend, wie Konserven-Dosen zusammengespresst, in riesigen Erdspalten versunken, zahllose Häuser bis in den ersten Stock „ertrunken“, Mauern weggespült, Schmutz und Trümmer überall, Straßen eingebrochen, Bäume entwurzelt, die (kath.) Kirchentür erschlagen, unser

geliebter „Pützbend“ zum Teil überflutet und mit Schmutz und von weither herangeführten Trümmern übersät und – schrecklich! – der gute alte „Pumpenkessel“, wo wir alle schwimmen gelernt haben, quasi abgebaut. Der die beiden Bachkessel trennende Katarakt abgeschliffen, der untere Kessel hoch mit Steinen gefüllt... Die Hammerberg-Brücke kaum passierbar, die Brücke im Alten Werk desgleichen. Häuser, die Nordsee-Halligen glichen oder der Arche Noah, alle Kneipen überflutet, die wenigen Geschäfte ebenso.

Alte gespeicherte Bilder von Tsunamis und Tornados brachten sich in Erinnerung, alle Schrecken, Gefahren, denen man vielleicht entgangen war, ebenfalls. Ganz früh sah man auch, wie Menschen sich wehrten, aufräumten, ordneten, wie Riesenhaufen Müll entstanden, wie dem Chaos Paroli geboten und einander Hilfe geleistet wurde. Das waren vielfach Unbekannte, die sich spontan aus der „heilen“ Nachbarschaft aufgemacht hatten,



Fotos: Ferdi Jentgens

um Hilfe zu leisten. Rasch wurden in der katholischen Kirche und im evangelischen Gemeindehaus Versorgungsdepots eingerichtet, die Sachspenden aller Art, bald auch Geldspenden, annahmen und an Bedürftige verteilten, und schnell entstanden an Straßenecken improvisierte Imbisse mit Grill, Würstchen und Getränken.

Da saßen dann vorwiegend jüngere Frauen und tauschten sich aus, während ihre Kinder lustvoll im Schlamm plantschten. Riesige Mülltransporter versperrten einander den Weg, fluchende Fahrer beherrschten die Jägerhausstraße. Doch wie durch ein Wunder entwickelte sich im Verlauf einiger Stunden eine Art Ordnung aus dem Chaos. Gearbeitet wurde quasi rund um die Uhr – erst spät, nach Eintritt der Dunkelheit, klirrten auf dem alten Schulhof und neuen Marktplatz Bierflaschen zu Krakauer Würstchen, und man hörte das fröhliche Gerede total erschöpfter Männer, bei dem ein leiser Stolz mitschwang, am Abend nach dem Weltuntergang bereits eine Menge konstruktiver Arbeit geleistet zu haben.

Es war ein wenig wie nach dem 14. September 1944, als Schrecken und Spannung sich auflösten, weil die Menschen ohne Gängelei und mit praktischem Verstand selbstgestellte Aufgaben lösen konnten, Nachbarn zueinander fanden, zu packten, sich gegenseitig

ermunterten. Keine Polizei, keine staatliche Aufsicht, nur die Amerikaner, die still zusahen...

Hinter dem spontan geschaffenen Zentrum einer rettenden Ordnung, einem rasch improvisierten „Bürgerbüro“-Container, sah man indessen klein, bescheiden, unaufgeregt die schöne alte Evangelische Kirche, die allem Schrecken entgangen war und den dazugehörigen Friedhof, still und würdig, wie stets, eine Insel im Trubel und ein Bollwerk wider das Chaos. Wer bei all dem Schrecken Zeit zum Nachdenken hatte, sah auch, was im Grunde geschehen war: Dass die Bäche, dass die Natur sich zurückgeholt hatten, was Generationen ihnen über lange Zeit genommen hatten: ihre Auen, ihre Ufer, zuweilen sogar ihre alten Verläufe: Vom Kornbend und der Finsterau aus bis nach Junkershammer haben unsere beiden Bäche ihr Recht zurückgefordert – man wird sehen, ob die Warnung verstanden wurde.

*Dr. Michael Koch*

Foto: Joachim Richter



Zweifall, 15. Juli 2021